Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 54 (1950-1951)
Heft: 14

Artikel: Begegnung mit dem beschaulichen Gestern : eine Fahrt in den Frühling
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667507

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

spiel Schweizer Autoren dem hiesigen Verlagswesen, das ihnen während der Kriegsjahre grosse Dienste leistete, treu bleiben oder sollen sie an bedeutende ausländische Unternehmen «auswandern», die in gewissen Fällen wieder höhere Honorare, neue Leserschichten und grösseren Absatz gewähren können? Ist es richtig, wissenschaftliche Zeitschriften in unserem Lande durchzuhalten, wenn ihr Erscheinen im Ausland billiger ist?

Es steht ausser Zweifel, dass die neuerdings offenen Tore zum Ausland sehr willkommen sind und benützt werden müssen. Die internationale Freizügigkeit bleibt für einen Kleinstaat wie die Schweiz das Ideal. Anderseits ist aber auch gewiss, dass der eigene Kulturraum mit seiner Verbindung der Landesteile, seiner sichern freiheitlichen Tradition und gesamteuropäischen Haltung nicht mehr aufgegeben werden darf. Zudem ist die Zukunft Europas noch viel zu wenig konsolidiert, um bereits jetzt jahre- oder jahrzehntelange Bemühungen abzubrechen, selbst wenn sie Opfer kosten. Auch haben die beiden Weltkriege in den meisten Staaten Europas wie in der Schweiz zu einem nationalen Aufbau der Kultur geführt, der auf weiten Gebieten nur schrittweise abgebaut werden kann. Endlich hat Europa seine Weltgeltung vor 1914 verloren. Neue interkontinentale Kulturverbindungen sind entstanden, die intensiv zu pflegen die Schweiz allen Anlass hat und die einfacher unter eigener als unter fremder Flagge auszubauen sind. Bei internationalen Kongressen ist es oft ebenso entscheidend wie wertvoll — besonders als Vertreter des deutschen Kulturkreises — sich auf die schweizerische Zugehörigkeit und Unabhängigkeit berufen zu können. In vielen neugegründeten Institutionen, wie etwa der UNESCO, tritt die Schweiz als Kulturgemeinschaft auf.

So führt eine tiefere Betrachtung zur Erkenntnis, dass die kulturelle Schweiz heute vor einer doppelten Aufgabe steht: Einerseits ist der eigene Kulturraum frei und blühend zu bewahren, als sicheres «Réduit» vor künftigen Stürmen. Anderseits müssen die kulturellen Verbindungen nach dem Ausland so kräftig wie möglich ausgebaut werden. Man darf auch nicht davor zurückschrekken, wieder in den Kulturverband anderer Völker einzutreten, als Sendbote in vielen Weltgegenden zu wirken. In manchen Fällen wird die Entscheidung, welche Wirksamkeit die wichtigere ist, nicht einfach sein. Wagnisse sind unvermeidlich, oft auch finanzielle Opfer in der einen oder andern Form. Die Hauptsache bleibt, dass grosse schöpferische Leistungen vollbracht werden und dass ebenso entschlossen wie bescheiden dem Namen der kulturellen Schweiz Ehre gemacht wird. Eine Kulturprovinz darf die Schweiz nicht mehr werden, aber in vielen Provinzen des geistigen Reiches und der Auslandschweizerkolonien als Pioniere zu handeln, das erscheint erstrebenswert!

Begegnung mit dem beschaulichen Gestern

Eine Fahrt in den Frühling

Der viertägige Schrecken der Lehrerprüfung ist vorüber. Wir sind alle glücklich durchgekommen, meine zehn jungen Schulkameraden und ich, die ich mit 36 Jahren noch einmal auf der Schulbank sass. Gross ist die Freude über das glückliche Ende der strengen Zeit, aber sie mischt sich mit Wehmut, weil wir von vielem scheiden, was wir liebten. Darum wollen wir, bevor uns das Schicksal in alle vier Winde zerstreut, noch einmal zusammenkommen und gemeinsam fröhlich sein. Wir beschliessen einen Frühlingsbummel in die deutsche Nachbarschaft, Endpunkt Bühl im badischen Klettgau, wo die Bühlerzwetschgen herstammen und die Schutzpatronin des Tales, St. Notburga, begraben liegt. Ich habe meinen Kameraden von der Wunderfrau, die neun Kindern auf einmal das Leben gab und als keltische Wanderpredigerin das Christentum in unsere Gegend brachte, des langen und breiten erzählt. Nun sind sie begierig, die Stätte ihres frommen Waltens kennen zu lernen. Und da wir bereits, noch bevor wir einen Tag Schule gehalten haben, schon leise angekränkelt sind von der unausbleiblichen «déformation professionale», bekommt der Ausmarsch den schönklingenden, auf elf Grenzscheinen verbuchten Titel «Heimatkundliche Exkursion».

Ein Schulkamerad bringt uns mit einem betagten Auto — das zum Anlaufen immer zuerst eine Strecke geschoben werden muss, was das Vergnügen natürlich erhöht — an die Grenze. Und weiter geht es zu Fuss in den blauen Frühling hinein. Unendliche Stille liegt über den noch win-

terlich kahlen Feldern des untern Klettgaues, und herrlich spannt sich der klare Himmel über das topfebene Gelände. Waldige Höhenzüge und sonnige Rebhänge umarmen in grosser Gebärde das fruchtbare Ackerland. Im Osten erhebt sich in kühner Profilierung die bläulich schimmernde Randenkuppe. Im Westen schiebt sich der hohe Küssenberg wie ein Riegel vor den untern Talausgang. Auf seinem höchsten Punkte erscheinen die Umrisse einer zerstörten Feste. Es ist die alte Küssaburg, weiland Sitz der Klettgauer Landgrafen, die im Dreissigjährigen Krieg von den Schweden besetzt und von den Oesterreichern gerammt wurde.

Wir wandern mit Gesang und Blockflötenmusik dem südlichen Talrand entgegen, denn die Bühler Wallfahrtskirche liegt einsam an der äussersten Peripherie des Gefildes, im romantischen Waldgebiet zwischen Klettgau und Rafzerfeld. Ein langer Weg auf schlechten Nebenstrassen erwartet uns. Und eine kalte Bise fährt uns rauh ins Gesicht und verweht uns Gesang- und Flötentöne von den Lippen. Schon nach einer ersten Viertelstunde redet man von Umkehr und Preisgabe des Bühler Projektes. Da aber schickt uns Fortuna einen freundlichen Landmann mit Traktor und Bennenwagen über den Weg. Kurze, herzliche Verhandlungen — und fünf Minuten später sitzen wir, in Mäntel und Halstücher vermummt, auf dem ländlichen Gefährt ...

Aus dem anstrengenden Tippel wird nun ein geruhsames Fahren im holprigen Bauernkarren. Bald liegt die offene Fläche des Haupttales hinter uns. Wir tauchen unter in einer lieblich gegliederten Hügelwelt, und mächtige Waldberge, mit knorrigen Eichen bestanden, schirmen uns vor dem östlichen Steppenwind. Ein schmales Tälchen nimmt uns auf, und schlagartig sehen wir uns in wärmere Frühlingszonen versetzt. Grüner werden die Wiesen, schwellender die Knospen der Bäume, üppiger der Frühlingsflor am Waldesrand. Alle Südraine sind mit Veilchen und Potentillen bestreut. Auf dem Schutt der Ruine Krenkenburg, die einst Rudolf von Habsburg stürmte, blühen schon die Schlehen. Und diese bescheidene weisse Sternenpracht ist alles, was übrig blieb vom Glanz und Reichtum des ältesten und vornehmsten Klettgauer Freiherrengeschlechtes. Sein reichster Vertreter, so berichtet der Mann auf dem Traktorensitz, weigerte sich, vor Kaiser Barbarossa das «Hütle» zu lüften. Zum Dank für seinen stolzen Sinn begabte ihn das Oberhaupt des Reiches mit dem Recht, im Städtchen Thiengen eigene Münzen zu schlagen.

Auch die zweite Krenkinger Feste, die Weissenburg, liegt als Trümmerhaufen am Weg. «Auf diesem Schlosse», erzählt unser Fuhrmann weiter, «lebte eine Nebenlinie des Hauses Krenkingen, die zuletzt unterging im bäuerlichen Geschlecht der Weissenberger. Ihre Nachfahren wohnen heute noch in unsern oberbadischen Dörfern. Ein Geschwisterpaar des Namens bot Adolf Hitler eisernen Trotz, indem es unverwandt einer verbotenen religiösen Sekte anhing. Es verschwand auf Nimmerwiedersehen in Dachau. So verschieden lohnen der echte Kaiser und der falsche Führer den Freiheitssinn ihrer Untertanen!»

Viel Leid, viel Herzensnot, viel Verwirrung haben die Landleute der kleinen badischen Dörfer, die wir jetzt durchfahren, in den letzten Jahrzehnten durchgekämpft. Aber am starken bäuerlichen Lebensrhythmus ihres Daseins haben die Stürme zweier Kriege wenig geändert, wenngleich eine gewisse Armut als unerbittliche Folge doppelter Niederlagen das äussere Antlitz manches Dörfleins prägt. Fragend gleiten unsere Blicke über die verwitterten Fassaden, über die morschen Dächer der alten Häuser, über die fadenscheinigen Kleider der Menschen, die an uns vorübergehen. Welcher Unterschied zwischen Hüben und Drüben! Zwei grosse Kriege haben hier die Entwicklung zur modernen Landwirtschaft gewaltsam darniedergehalten, und die bäuerliche Welt schaut uns mit den Augen der Vergangenheit an. Aber es ist eine liebenswürdige Vergangenheit; denn ihre altmodischen Bilder sprechen unmittelbar zum menschlichen Gemüt als das Hasten und Treiben in unsern motorisierten Schaffhauser Bauerndörfern. Hier pflügt der Bauer noch mit dem Stiergespann, hier schlängeln sich die Bäche noch unkorrigiert durch feuchte Wiesengründe voller Hecken und Büsche, hier fallen die Röcke der alten Frauen noch malerisch lang und faltenreich auf die derben Schuhe nieder. Farbige Enten schwadern im seichten Landgraben, wollige Lämmer weiden im Grünen. Kleine, blondzöpfige Mädchen sitzen am Strassenrand und winken uns mit Veilchensträusschen zu. Blumenkränze hängen an manchem Christusbild. Es ist alles wie in einem altväterischen schwäbischen Bilderbuch.

So wird uns jungen Menschen die bescheidene Fahrt auf dem Bennenwagen zur eindrücklichen Begegnung mit dem beschaulichen Gestern, das nur noch am Rande der grossen Landstrassen, im

verborgenen Waldwinkel, lebt und webt. Wir wissen nicht, ob dieses Gestern besser ist als das Heute; denn wir vermögen nicht zu beurteilen, ob die Menschen dieser abseitigen Bauernwelt ihr ärmliches Leben als Glück oder Unglück bewerten. Eines aber wissen wir mit Sicherheit: dass auch über einem entbehrenden Leben ein grosser Segen liegen kann, wenn das menschliche Herz nur guten Willens ist, zu seinem Schicksal ja und amen zu sagen.

Und etwas von dieser Ergebenheit, die der Anfang jenes ewigen Friedens ist, der höher ist als alle Vernunft, strahlt uns entgegen aus manchem Bauerngesicht, das lächelnd dem seltsam befrachteten Bennenwagen nachblickt. Und sie leuchtet am verklärtesten aus dem Mutterbild der Heiligen Notburga in der Kirche zu Bühl. Während wir versunken sind im Anblick ihrer innig fraulichen Züge, setzt sich eine Kameradin an die Orgel und spielt eine Bachfuge. Es ist eine seltsame Weihestunde: protestantische Kirchenmusik in einer katholischen Wallfahrtskirche. Aber wir glauben fest daran, dass es nicht auf das Was, sondern auf das Wie des Bekennens ankommt. Und haben sich nicht der evangelische Tonmeister Johann Sebastian Bach und der unbekannte katholische Schöpfer des Notburga-Bildes, beide dem frommen Zeitalter des Barocks angehörend, letzten Endes im absoluten Erlebnis ihrer inbrünstigen Gottessehnsucht nahe berührt?

Nur der Geist der Duldsamkeit, nur die Ehrfurcht vor der Glaubens- und Gewissensfreiheit unserer Nächsten bringt die Menschen weiter auf dem Wege einer wahren Kultur. Diese Erkenntnis tragen wir frischgebackenen Lehrer aus der Schule ins Leben hinaus — und sie beglänzt als freundlicher Stern unsere gemeinsame Frühlingsfahrt über die Grenzen der Länder und der Konfessionen.

Ruth Blum

Nando, der Dieb

Auch dieser Tag war unversehens da: Nando klopfte an die Tür seines alten Vaterhauses, und eine Stimme antwortete von innen: «Herein!» Wie andere Male schon fuhr es ihm durch den Sinn: Selbst wenn ich ein Missetäter wäre, in diesem Hause würde man doch immer «Herein!» rufen. Einen Augenblick wartete er noch, der gesenkte Kopf streifte die Tür. Er überlegte: Bin ich nicht wirklich in gewissem Sinne ein Dieb?

«Herein!» rief die Stimme von drinnen.

Nando stiess die Tür auf. Ein guter, warmer Geruch von frischgeschöpfter Minestra stieg ihm in die Nase. Ein Freudenschrei liess ihn zusammenfahren, er fühlte sich krampfhaft umklammert: «Du, du mein lieber Junge! Du hier! Und jedesmal ohne uns vorher zu benachrichtigen ...» Ein altes Frauchen, ein in fadenscheinige schwarze Kleidung gehülltes Häuflein Elend sank leise schluchzend in die Knie.

Er beugte sich herab; die bebenden Hände umschlossen dieses leidgebeugte Haupt, das er in einem ersten unwiderstehlichen Aufwallen der Ergriffenheit an sich presste. Als er es wieder freigab, küsste er lange das geliebte weisse Haar, das einstmals schwärzer gewesen war als sein eigenes. Sanft bat er: «Steh auf, Mutter, ich bitte dich.» Sie stützend, wandte er sich, um die andere, auch schwarz gekleidete Frau zu begrüssen und zu umarmen, die ganz verdutzt über das unvermutete Auftauchen des Bruders danebenstand.

«Und du, Paolina, wie geht es dir?»

«?»

«Bist du wieder gesund? Kannst du arbeiten?»

Die zwanzigjährige Schwester, blass, abgezehrt und viel älter scheinend, schaute ihn immer noch stumm und wie verzaubert an. Sie fühlte sich auch gar unscheinbar vor diesem Bruder, von dem alle sagten, wie reich, aussergewöhnlich begabt und hochgeachtet er sei. Deswegen vielleicht fragten ihre Augen mehr als ihr Mund? «Willst du mit uns essen?» und spiegelten ihre Betroffenheit wider.

«Aber selbstverständlich!» rief die Mutter. «Nando ist doch nicht hochnäsig. Nando weiss nur zu gut, dass wir arme Leute sind. Und schliesslich» — ihr Stimme sank zum Flüstern — «als Kind ist er ja auch an dieser Krippe satt geworden ...»

«Mutter, warum sagst du das?»

«Lasst gut sein, mein Nando. Du bist jetzt wohlhabend, verkehrst mit feinen Leuten, so dass unser ärmlicher Tisch dir wirklich eine Futterkrippe scheinen mag. Doch schliesslich fühlen wir uns auch wohl dabei, weisst du.»